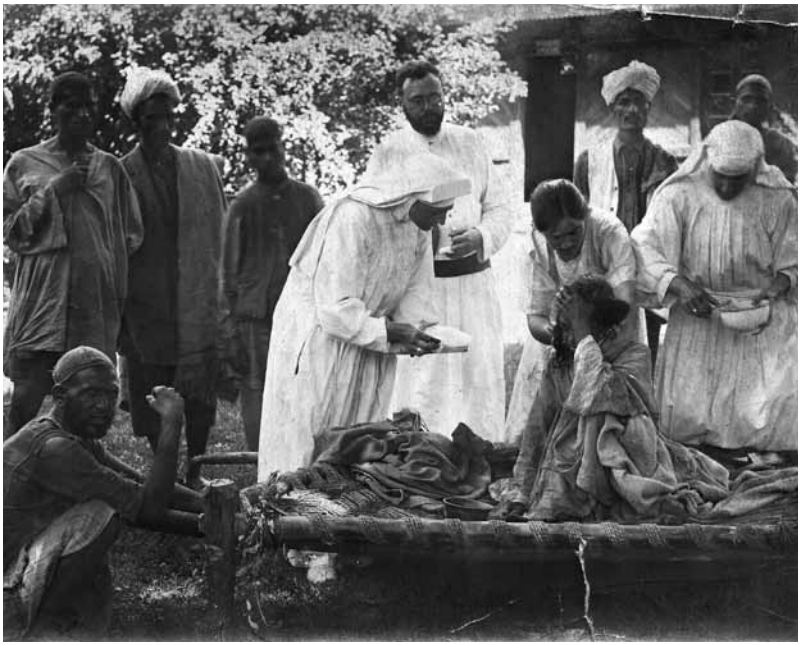
4. Kapitel

Auf der Suche nach Weg und Ziel

Sehr viel geschlafen hatte Anna Dengel in der ersten Nacht in Rawalpindi nicht. Viele Gedanken jagten ihr durch den Kopf, der Klimawechsel und die Strapazen der Reise machten ihr ebenfalls zu schaffen. Auch die ungewohnten Geräusche der Nacht rissen sie immer wieder aus dem Schlaf. Trotzdem war sie am frühen Morgen pünktlich an ihrem neuen Arbeitsplatz, der gleich gegenüber dem Kloster der Franziskanermissionarinnen Mariens lag, wo sie vorläufig wohnte. Ihre künftige Wohnung im Ärztehaus des Spitals wurde gerade renoviert.

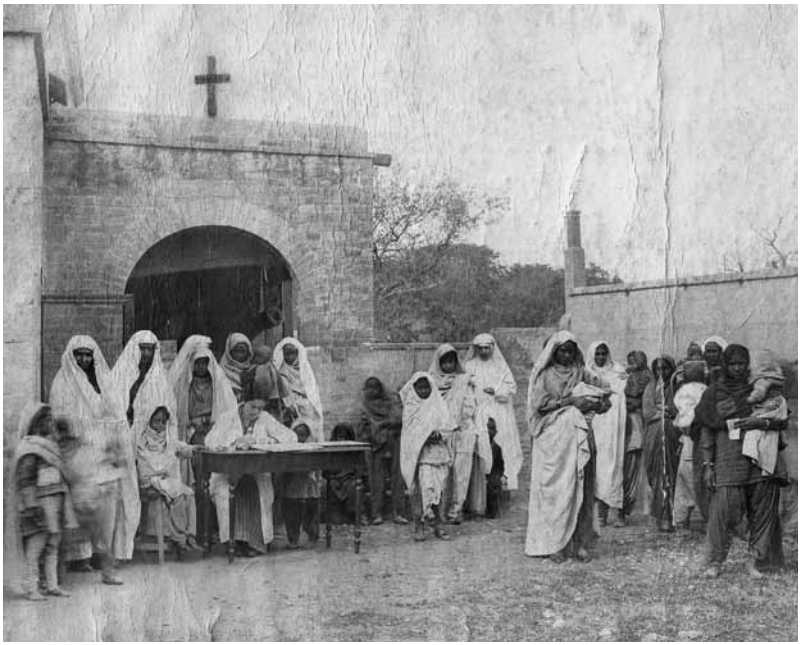
Das St.-Katharinen-Spital war ein im Bungalowstil erbautes Gebäude. Im Anbau desselben befanden sich der Operationssaal und einige Zimmer, die als Isolierstation benutzt wurden. Das Spital hatte zwar nur Platz für 25 Patienten, meistens hielt sich aber die doppelte und dreifache Menge an Menschen in den Räumen auf. Kranke, die ins Spital mussten, wurden oft von einem Großteil ihrer Familienangehörigen begleitet, die ihr Leben kurzfristig ins Krankenzimmer verlagerten. Ein von lautem Geschnatter und Kindergeschrei begleitetes Kommen und Gehen war dadurch die Folge.

Der Tagesablauf von Dr. Dengel war streng geregelt. Nach der Morgenmesse ging es zur Visite, dann nahm die Arbeit in der Ambulanz fast fünf Stunden in Anspruch. Im Durchschnitt kamen täglich



Alltag einer Ärztin in Indien am Beginn des 20. Jahrhunderts

50 bis 70 Patienten, vor allem Hindufrauen mit Kindern. Nach notwendigen operativen Eingriffen ging es am Nachmittag auf Hausbesuche. Dabei trug auch die junge Ärztin sehr oft, vor allem bei Visiten in der „Pindi", der Altstadt von Rawalpindi, die traditionelle „Pardah" (englisch „Purdah"). Ein von muslimischen Frauen, vor allem in Indien und Afghanistan getragenes Kleidungsstück, das den Körper der Trägerin total verhüllte. Anna wollte nicht provozieren, sondern sich den üblichen Gebräuchen anpassen, denn fremde Frauen waren sowieso in der vor allem von Muslimen bewohnten Pindi eher unerwünscht. In der Art sich zu bewegen, wird man sie als Fremde, die sich dahinter verbarg, aber trotzdem erkannt haben. Außerdem verriet ihr Arztkoffer, wer hier unterwegs war.



Ambulanzbetrieb im Freien

Für sie als Europäerin tat sich hier eine vollkommen neue Welt auf. Was sie vor allem entsetzte, war aber die den Frauen aufgezwungene Lebensweise und die hygienischen Verhältnisse. In den Häusern der Wohlhabenden herrschte zwar ein gewisser Luxus, aber trotzdem lebten die mit Schmuck behängten Frauen in ihren abgegrenzten Gemächern („Zenana“) wie in einem Gefängnis. In den Lehmhütten der Armen herrschte wiederum unbeschreiblicher Schmutz und eingeschränkt in ihrer Lebensweise waren die Frauen hier genauso. Wurde eine Frau krank, holte ein männliches Mitglied der Familie, Ehemann oder Vater, ärztlichen Rat ein. In der Praxis bedeutete dies, dass dieser zwischen dem Arzt und der Kranken hin- und herpendeln musste, bis auf Grund der angegebenen Symptome

eine „Ferndiagnose" gestellt werden konnte. So manche Kranke, deren Leiden heilbar gewesen wäre, überlebte diesen zeitaufwändigen Frage-Antwort-Ablauf nicht. Die Lebenserwartung der Frauen lag damals bei 29 Jahren.

Ganz schlimm stand es um werdende Mütter. Eine Betreuung während der Schwangerschaft gab es nicht. Rückte die Zeit der Geburt heran, wurde die Dai, eine erfahrene, weise Frau, als Hebamme geholt. Bei den Armen übernahm diese Aufgabe meist eine Nachbarin. Die Gebärende musste, umringt von Frauen in einem dunklen Raum, in dem alle Fenster geschlossen waren und eine stickige Luft herrschte, ihr Kind auf die Welt bringen. Komplikationen bei der Geburt führten sehr oft zum Tod der Mutter oder des Kindes, manchmal auch beider. Die Mütter wurden nach der Geburt als „unrein" betrachtet und daher sich selbst überlassen. Sie bekamen ihr Essen zugeschoben, aber mehr nicht. Mangels einfachster hygienischer Bedingungen wurden daher viele das Opfer von Kindbettfieber. Zur Desinfektion wurde Weihrauch in die Scheide eingeführt. Als Mittel gegen Durchfall gab man Neugeborenen zum Lutschen eine in Bananenblätter eingewickelte Aloe-vera-Pflanze, die vorher im Feuer geröstet wurde. Um das „böse Auge" von den Neugeborenen abzulenken, band man Federn um ihre Arme oder malte ihnen schwarze Zeichen ins Gesicht.

Mit komplizierten Geburten wurde Anna Dengel vermehrt im Krankenhaus konfrontiert, da es sich herumgesprochen hatte, es gäbe dort nun auch eine weibliche Ärztin. In Anspruch nahmen dies überwiegend Hindufrauen, die gegenüber den muslimischen Frauen doch mehr persönliche Freiheit hatten. Für Anna allein war die Arbeit fast nicht mehr zu bewältigen. In der Geburtshilfe stand ihr keine qualifizierte Hilfskraft zur Verfügung. Die aus Rangun angeforderte anglo-indische Hebamme, eine ehemalige Franziskaner-Tertiarin und jetzt Mutter von fünf Kindern, war überwiegend bei Hausgeburten in der Stadt und in der dörflichen Umgebung unterwegs. Als Anna Dengel

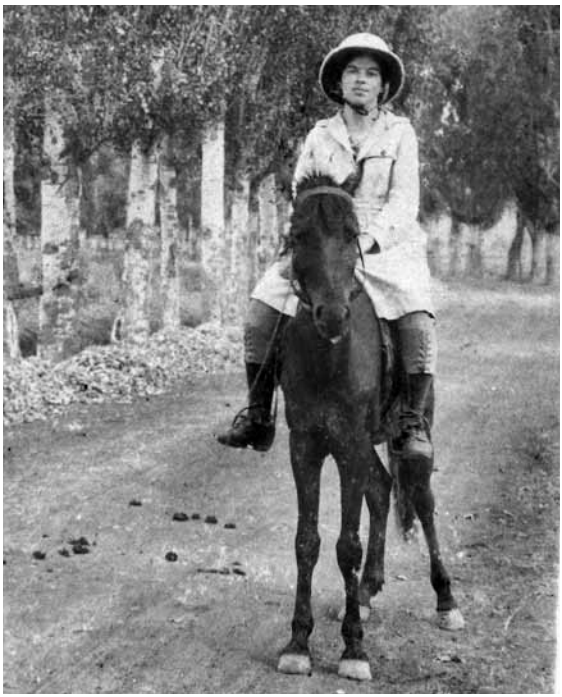
bei der Oberin der Franziskanermissionarinnen um Freistellung einer Schwester zur Unterstützung für den Geburtsbereich vorsprach, erntete sie nur entsetzte Abwehr. Wisse sie denn nicht, dass es Ordensfrauen kirchenrechtlich verboten sei, bei einem Geburtsakt anwesend oder gar tätig zu sein? Das stimmte, aber als Ärztin und Christin konnte sich Anna Dengel nicht mit den bestehenden Regeln der Kirche abfinden: *„Je mehr ich sehe, desto mehr komme ich zur Überzeugung, dass es einfach unchristlich ist und verantwortungslos, diesen Frauen in der Stunde der Niederkunft nicht zu helfen. Ganz im Gegenteil, es ist Gebot der Stunde und tätige Nächstenliebe, denn Mutterschaft ist ein Geschenk Gottes an die Frau."*

Sie hatte es selbst erlebt, dass eine sie auf Hausbesuchen begleitende Ordensfrau die Flucht ergriff, als sie sah, dass die Patientin schwanger war. Unter anderen Umständen hätte es sie belustigt, als ihr eine bei der Arbeit im Spital zur Seite stehende Nonne die für eine schwierige Geburt notwendigen medizinischen Instrumente nur durch einen Türspalt reichte – betreten durfte sie das Zimmer laut kirchlicher Anordnung ja nicht. Im Stress der Situation fand Anna dies alles andere als komisch.

Mit der ihr eigenen Hartnäckigkeit konnte sie die Ordensoberin der Franziskanermissionarinnen Mariens veranlassen, ein Schreiben nach Rom an die zuständige vatikanische Stelle zu richten, um die bestehende Situation zu schildern. Sie sollte nicht nur auf den Mangel an Hilfskräften hinweisen, der durch ausgebildete Ordensfrauen durchaus behoben werden könnte, sondern auch auf das dadurch entstehende Leid durch die mangelnde medizinische Versorgung an Frauen, Müttern und Kindern. Umsonst – Rom signalisierte keine Zugeständnisse. Für Anna Dengel wurde die Änderung dieser Haltung der Kirche zu einer Lebensaufgabe. *„Diese Einstellung und die Hilflosigkeit, Müttern in ihrer Stunde der Niederkunft nicht beistehen zu können … hat mich tief getroffen und immer wieder angespornt, diese Situation zu ändern."*

Als Ärztin in Rawalpindi, 1921 …

Als in Pune, einige Bahnstunden von Bombay entfernt, ein ärztlicher Fortbildungskurs angeboten wurde, nahm sie daran teil. Der Gedankenaustausch mit Kolleginnen, die der protestantischen Kirche angehörten, war sehr anregend. Diese waren äußerst erstaunt auch einmal eine katholische Ärztin in ihrem Kreis vorzufinden. Mit 252 Missionsspitälern sowie einigen Schwesternschulen waren die Protestanten in Indien gut vertreten. Dagegen gab es nur sieben katholische Missionsspitäler, die eher eine eingeschränkte medizinische Betreuung zu bieten hatten. Diese Begegnung mit Arztkolleginnen machte Anna Dengel noch mehr klar, dass die katholische Kirche mit ihrem nicht nachvollziehbaren Verbot nicht nur die Lebensrealität der Menschen in den Missionsländern ignorierte, sondern dadurch auch das missionsärztliche Apostolat völlig ausklammerte.



… zu Pferd auf Visite

Bei ihrem Aufenthalt in Pune ahnte sie kaum, dass in dieser Universitätsstadt einmal eine Ausbildungsstätte für die von ihr gegründete Gemeinschaft der Missionsärztlichen Schwestern entstehen würde. Und dass sie dafür einen Lehrer gewinnen konnte, der die dringend notwendige neue Ausrichtung der Mission bereits früh erfasste. Es handelte sich um den Jesuiten Josef Neuner, der später als Konzilstheologe am Zweiten Vatikanischen Konzil teilnahm und wesentlich zur Erstellung des Konzilsdekretes „Nostra aetate" (Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen) beitrug.

Anna Dengels Tage waren vom frühen Morgen bis zum späten Abend restlos mit Arbeit ausgefüllt. Die Mundpropaganda hatte da-

für gesorgt, dass immer mehr Menschen die Hilfe der jungen Ärztin in Anspruch zu nehmen begannen. Sehr zeitaufwändig waren vor allem die Hausbesuche, die sie großteils nur noch per Rad oder sogar per Maulesel bewältigen konnte. Das entstandene Vertrauensverhältnis zur einheimischen Bevölkerung freute Anna, aber wie sollte sie den wachsenden Anforderungen in einem viel zu kleinen Hospital und mit einem Minimum an Personal auf Dauer nachkommen? Auf ihre, an das Komitee in London gerichtete Schilderung der Lage kam als Antwort eine Vertröstung auf später. Die Folgen des Krieges ließen noch keine Zukunftspläne zu. Mit einem Wort, es war derzeit kein Geld für einen Ausbau des Hospitals und für mehr Personal vorhanden.

Ein weiteres Problem bei der täglichen Arbeit im Spital war das bei den Hindus herrschende Kastenwesen. Mit viel Fingerspitzengefühl musste die höhere Kaste von der niedrigeren getrennt behandelt werden. Hindus dürfen außerdem nur das essen, was von einem Angehörigen ihrer Kaste zubereitet wurde. Hier niemanden in seinen Gefühlen zu verletzen und trotzdem die Versorgung möglichst reibungslos abzuwickeln, erforderte viel Geschick von den Betreuern. In ihrer entschiedenen Abwehr gegenüber den „out-casts" (Kastenlosen) waren sich aber alle Hindupatienten wieder einig. Zu den „outcasts" zählten auch die europäischen Ordensfrauen, was bei der Pflege oft kaum zu lösende Probleme heraufbeschwor. Was tun, wenn eine Hindufrau sich weigerte, ein Glas Wasser von der Krankenschwester anzunehmen, da diese ja eine Kastenlose wäre?

Für sich selbst einmal ungestört Zeit zu haben wurde für Anna zu einem Luxus. Eine Verschnaufpause boten die viel zu seltenen Gespräche mit Freunden. Besonders angefreundet hatte sie sich mit der indischen Kaufmannsfamilie D'Souza. Von dieser wurde sie eingeführt in das Leben sowie die Kultur des Landes und lernte dadurch auch die Denkweise der Bevölkerung besser verstehen. Die vom Alltag der Menschen etwas abgeschottet lebenden Franziska-

Vor allem Frauen mit Kindern suchen die Missionsärztin auf.

nermissionarinnen konnten ihr darüber nur wenig erzählen. Als die D'Souzas Nachwuchs bekamen, wurde Anna Dengel Taufpatin der kleinen Theresa Anna Maria.

Über ihre Sorgen betreffend die prekäre wirtschaftliche Situation und den personellen Engpass des Hospitals konnte sie mit Monsignore Robert J. Winkley sprechen, der Verständnis hatte, da er die Situation kannte. Er war der Nachfolger von Präfekt Domenico Wagenaar im Bistum Islamabad-Rawalpindi, der Agnes McLaren seinerzeit von der medizinischen Unterversorgung der muslimischen Frauen erzählt hatte. Durch seine eindringlichen Schilderungen wurde die schottische Ärztin zur Errichtung des St.-Katharinen-Spitals motiviert. Sein Nachfolger Winkley gehörte der Missionsgesellschaft des heiligen Josef von Mill Hill an. Ein Orden, in den auch

Mit ihrem Patenkind
Theresa D'Souza

Josef, ein Bruder von Anna Dengel eintrat und später ebenfalls in Indien als Missionar tätig war.

Die Zeit, ausgefüllt mit Arbeit und wieder Arbeit, verging wie im Flug. Mehr als drei Jahre war Anna Dengel nun schon in Rawalpindi. Einerseits war sie glücklich, dass sich ihre Träume endlich realisiert hatten, andererseits stieg immer mehr ein Gefühl des Unbefriedigtseins in ihr auf. War sie überarbeitet, war sie depressiv? Sie konnte ihre Gefühle selbst nicht einordnen. Später wird sie diese Phase *„Nacht der Seele"* nennen. Anna vertraute sich ihrem Beichtvater Pater White an, ebenfalls ein Mill-Hill-Missionar. Sie erzählte ihm von den zunehmenden Zweifeln darüber, ob sie wirklich schon den richtigen Weg gefunden hätte, auf den sie Gott führen wollte. Für den jungen Pater war klar, hier zeichnet sich eine Berufung zu einem geistlichen Leben ab. Er riet ihr, in einen Orden einzutreten, am besten bei den Franziskanermissionarinnen Mariens, die sie durch die bestehende Zusammenarbeit bereits gut kenne.

„Obwohl ich nicht Feuer und Flamme sein konnte, handelte ich doch im Gehorsam gegenüber meinem Beichtvater" – so beschrieb Anna Dengel später ihre Haltung zum gegebenen Rat. Sie konnte sich nicht ganz damit identifizieren – dies würde nämlich bedeuten, dass sie ihren über alles geliebten Beruf aufgeben müsste. Außerdem, wie würde sie sich, die bisher ihre Entscheidungen in vollkommener Unabhängigkeit gefällt hatte, in eine Gemeinschaft einordnen können? Die Zweifel in ihr, was ihr Lebensziel eigentlich sei, wurden auch durch diese vorgeschlagene Lösung nicht weniger: Nahm sie jetzt eine fremde Entscheidung als die ihre an? Aufgewachsen im Gehorsam gegenüber Vertretern des geistlichen Standes richtete sie trotzdem an die Generaloberin des Ordens ihr Ansuchen um Aufnahme in die Gemeinschaft der Franziskanermissionarinnen Mariens. In diesem Schreiben vom 25. März 1923 bekannte sie aber offen, dass *„es für mich ein großes Opfer bedeutet, mein Ziel, als Missionarin auch medizinisch tätig zu sein, damit aufzugeben"*. Trotzdem nahm man sie natürlich mit offenen Armen auf, denn alles andere werde sich, so die Meinung der Ordensoberen, schon fügen. Man war es gewohnt, dass bei manchen Eintrittswilligen anfangs Bedenken über die Richtigkeit des Entschlusses auftauchten. Ihr Noviziat sollte sie in einem Kloster des Ordens in Italien, südlich von Rom, in Grottaferrata absolvieren.

Bevor sie diese Reise antreten konnte, hatte Anna Dengel noch zwei Dinge zu erledigen. Sie musste das „Medical Missions Committee" in London über ihren Entschluss informieren und eine Nachfolgerin für das Spital in Rawalpindi finden. Als sie den Brief an das Komitee schrieb, hatte sie schon ein mulmiges Gefühl. Schließlich wollte sie nicht als undankbar gelten, weil sie jetzt plötzlich einen anderen Weg als ursprünglich geplant einschlagen wollte. In London zeigte man Verständnis, bedauerte aber, dass Rawalpindi nun eine hervorragende Ärztin verlieren würde. Man wünsche ihr aber Glück und Zufriedenheit für ihre geistliche Berufung. Eine Nachfolgerin fand sich

Anna Dengel mit einer Ordensschwester der Franziskanermissionarinnen Mariens, 1924

auch in einer Ärztin aus Bombay, die der Religion der Parsen angehörte. Nachdem Dr. Wadia eingeschult worden war, trat Anna Dengel mit etwas schwerem Herzen im Juni 1924 die Reise nach Europa an. Bevor sie das Schiff in Bombay bestieg, besuchte sie noch den katholischen Erzbischof Alban Goodier. Der Jesuit bedauerte ebenfalls ihre Abreise und verstärkte bei diesem Gespräch noch ihre inneren Zweifel, als er feststellte: „Wir Bischöfe hätten hier in Indien gerne mehr Spitäler. Der medizinische Bedarf ist groß. Es gibt nur keine Ordensfrauen für die ärztliche Betreuung." Wieder war es dieses kirchenrechtliche Verbot, welches einer umfassenden medizinischen Hilfe im Wege stand!

Vor ihrem Eintritt ins Noviziat in Grottaferrata wollte sie aber noch nach Hause fahren, um einige Tage bei ihrer Familie in Hall zu verbringen. Schließlich sollten ihre Angehörigen wissen, warum sie

sich zu dieser Entscheidung durchgerungen hatte. Zufall oder Fügung, es kam alles anders als geplant.

Auf ihrem Weg nach Tirol machte sie noch einen Abstecher nach Würzburg. Ihr Besuch galt dem Missionsärztlichen Institut, das 1922 vom Salvatorianerpater Christoph Becker gegründet wurde. Mehr als zehn Jahre war er als Apostolischer Präfekt in Assam in Indien tätig gewesen. Er wusste, was die Menschen in den Missionsländern dringend benötigten – nämlich nicht nur pastorale, sondern auch profunde medizinische Hilfe. Zurückgekehrt nach Europa konnte er verschiedene Missionsvereine und Missionsorden zur Gründung des Missionsärztlichen Instituts motivieren. Das Ziel des Instituts war „die fachgemäße Ausbildung und missionarische Vorbereitung katholischer Ärzte und Ärztinnen sowie Studenten und Studentinnen der Medizin". Die Absolventen mussten sich verpflichten nach der Ausbildung zehn Jahre in einem Missionsland tätig zu sein.

Mit Monsignore Becker hatte Anna Dengel schon länger brieflichen Kontakt. Zufällig las sie in einer Ausgabe der Fachzeitschrift „Universe" von der Gründung dieses Institutes. Die von ihm geforderten Grundvoraussetzungen für die Arbeit in der Mission sprachen sie ungemein an. In einem Brief vom 23. Juni 1923 schrieb sie an P. Becker: *„Ich muss Ihnen sagen, dass eine große Freude über mich kam, als ich zufälligerweise im ‚Universe' ein paar Zeilen sah, die mir die Gründung Ihres Institutes verkündeten. Ich bin erst drei Jahre im Missionsfelde, aber in dieser kurzen Zeit habe ich gesehen, wie viel es zu tun gibt, und wie hilflos man allein ist. Nun ein Institut oder etwas Ähnliches kann Bleibendes und Verlässliches schaffen. Das Feld ist groß, die Arbeiter werden sicher auch nicht fehlen."*

Am 7. Juli 1924 traf sie in Würzburg ein und der Empfang war sehr herzlich, endlich konnte man sich persönlich intensiver austauschen. Enttäuscht zeigte sich Monsignore Becker aber, als er vom beabsichtigten Klostereintritt Anna Dengels erfuhr. Er hätte sie gerne als Mitarbeiterin im Institut gehabt. Auch er hegte Zweifel, ob der

Eintritt in einen Orden für Anna der richtige Weg sei. Seine Meinung war, dass sie als medizinisch ausgebildete Missionarin mehr für die Menschen tun könne wie als Nonne in einem Kloster. Diesen Schritt nur aus reinem Gehorsam zu tun, halte er für nicht richtig.

Zu einem der vielen Gespräche, die sie mit dem Institutsleiter führte, gesellte sich unerwartet ein langjähriger Freund von Christoph Becker, der Mill-Hill-Missionar Frans Kuhn. Die Überraschung war auf beiden Seiten groß, denn Anna Dengel kannte Kuhn aus Rawalpindi, wo dieser lange tätig gewesen war. Auch er war über die Entscheidung von Anna Dengel etwas verblüfft. Er lud Anna zu einem längeren Gespräch unter vier Augen in den nächsten Tagen in seine nahe Würzburg gelegene Pfarrei ein. Anna Dengel nahm dankbar die Einladung an, denn instinktiv fühlte sie, dass sie jetzt an einem wichtigen Wendepunkt angelangt war. Das Gespräch mit dem gut zuhörenden Priester dauerte lange. Anna redete sich alle Zweifel, alles Für und Wider von der Seele. Die Meinung des Missionars war für sie sehr wichtig, denn er kannte die Situation in Indien, ebenso die Haltung der Kirche zur medizinischen Tätigkeit von Ordensleuten und wusste auch um ihr ärztliches Engagement bestens Bescheid. Das Ergebnis des Zusammentreffens war, dass P. Kuhn ihr empfahl, noch Exerzitien zu machen, bevor sie sich endgültig entscheide.

Als Anna Dengel am 10. Juli Abschied von Würzburg nahm, überkam sie eine innere Ruhe. Sie fühlte, dass sich eine Entscheidung für ihren weiteren Lebensweg abzuzeichnen begann. Es war richtig gewesen, in Würzburg Station gemacht zu haben. In diesen Tagen war sie mit Menschen ins Gespräch gekommen, die ihr zugehört und sie verstanden hatten. Der Abschied von Monsignore Becker war besonders herzlich. Beide blieben in persönlichem brieflichen Kontakt bis zum Tod von Monsignore Becker im Jahre 1937. Als Anna Dengel ihre missionsärztliche Schwesterngemeinschaft in Amerika gegründet hatte, entstand mit dem Würzburger Institut hinsichtlich Personalfragen auch eine intensivere Zusammenarbeit. Bereits aka-

demisch ausgebildete Frauen zu finden, die dieser Gemeinschaft als Missionarin beitreten wollten, war anfangs ein großes Problem. Über das Missionsärztliche Institut erhoffte sie sich, dass sich junge Frauen aus Deutschland dafür interessieren würden. In einem Brief vom 5. April 1933 schrieb sie u. a. an Monsignore Becker: *„Bitte, posaunen Sie es nur aus in Deutschland, dass wir viele Missionärinnen brauchen. Durch Ihre Bemühungen haben wir jetzt neun Deutsche …"* Bei jedem Europa-Besuch war für Anna Dengel in den kommenden Jahren auch Würzburg ein Programmpunkt.

Doch zurück in das Jahr 1924. Als sich der Zug Innsbruck näherte, wusste Anna Dengel, was sie in den zurückliegenden Jahren vermisst hatte – die Tiroler Berge. Beim Anblick der Nordkette fühlte sie: *„Jetzt bin ich zu Hause."* In Hall wurde sie bereits von den Eltern und Geschwistern sehnsüchtig erwartet. Viel gab es auf beiden Seiten zu erzählen. Anna war aber etwas unruhig. Sie erklärte ihrer Familie, dass sie nach Innsbruck müsse, um sich bei Exerzitien Klarheit zu verschaffen, wie ihr Leben weitergehen solle.

Das Jesuitenkolleg in Innsbruck wurde 1562 vom heiligen Petrus Canisius gegründet. Der riesige Gebäudekomplex samt Kirche liegt in der Sillgasse, nahe der kaiserlichen Hofburg. Anna Dengel erklärte dem Pförtner, was ihr Wunsch sei, nämlich dreitägige Exerzitien zu machen und man möge ihr einen geistlichen Begleiter nennen. Bereits am nächsten Tag erhielt sie die Antwort. Sie solle sich bei P. Rochus Rimml melden.

Rimml war Tiroler, stammte aus dem Pitztal und war ein sehr ruhiger, bescheidener, besonders gut zuhörender Mann. So beschrieben ihn zwei seiner Schüler in ihren Lebenserinnerungen. Rimml hatte nämlich in seiner kirchlichen Laufbahn für einige Jahre auch die Position des Rektors des Collegium Germanicums in Rom inne. Unter den Alumnen befanden sich zwei junge Männer aus Österreich, Franz König und Karl Berg. Beide wurden später Erzbischöfe,

der eine in Wien, der andere in Salzburg und beide blieben mit dem Jesuiten Rimml bis zu seinem Tod 1958 verbunden.

Er dürfte auch der richtige Zuhörer für Anna Dengel gewesen sein. Im Gespräch mit ihm, vor allem durch seine gezielten Fragen wurde ihr so vieles erst richtig bewusst. Dinge, die sie sich bis jetzt nicht eingestehen konnte oder wollte. Sie erzählte ihm von ihrem bisherigen Leben und dem möglichen Eintritt in ein Kloster. Für den Jesuiten entstand das Bild einer jungen Frau, die leidenschaftlich an ihrem Arztberuf hing, die daher genau erkannt hatte, wo in den Missionsländern Hilfe benötigt wurde und wo die Kirche künftig bei ihrer Missionsaufgabe verstärkt aktiv werden müsste. Eine Frau, die mutig, konsequent und mit einer gewissen Hartnäckigkeit bereits bis jetzt ihre Ziele verfolgt hatte und den notwendigen Pioniergeist besaß, um auch Neues umzusetzen. P. Rimml besprach seine Eindrücke, vor allem seine daraus gezogenen Schlussfolgerungen, auch mit einem Mitbruder. Er wollte sich selbst ganz sicher sein, bevor er der Ratsuchenden ein Ziel vorgab, das zu akzeptieren sie sich im Beichtgespräch bereit erklärt hatte.

Nach drei Tagen, nach der Feier der heiligen Messe zu Ehren des Heiligen Geistes, teilte P. Rimml Anna Dengel seine Entscheidung mit: Sie solle den Gedanken aufgeben, in ein Kloster einzutreten; sie solle eine eigene Gemeinschaft gründen, die sich ganz dem missionsärztlichen Apostolat widmete; trotz aller sich ergebenden Schwierigkeiten müsse sie immer in Verbindung mit der zuständigen kirchlichen Leitung bleiben. – Vor allem dürfe sie keinen Augenblick zweifeln, dass dieser Weg der Wille Gottes für sie sei.

Anna Dengel schrieb später über das Gefühl, dass sie erfasste, als sie diesen Rat bekam: *„Obschon ich nicht die geringste Ahnung hatte, wie, wann und wo ich das tun könnte, war ich für alles bereit. Eine schwere Last fiel mir durch diese Entscheidung vom Herzen, denn sie traf wie ein Schuss die Zielscheibe und war in voller Übereinstimmung mit meiner eigenen innersten Überzeugung. Ich war bereit.“*

Anna Dengel macht 1924 wegweisende Exerzitien bei P. Rochus Rimml SJ in Innsbruck.

Mit P. Rochus Rimml hielt Anna Dengel weiter Kontakt und der Briefwechsel mit ihm blieb, auch nach der kriegsbedingten Pause, bis zu seinem Tod aufrecht. Sie berichtete ihm immer über die Entwicklung und das Wachsen der von ihr gegründeten Gemeinschaft, denn schließlich war es ja er gewesen, der den Grundgedanken dafür legte. Bei ihren Heimaturlauben nach 1945 suchte Anna ihn persönlich auch immer wieder auf.

Die erste Tat nach den Exerzitien war, dass sie nun dringend einige Briefe schreiben musste. Der erste ging an die Generaloberin der Franziskanermissionarinnen Mariens, in dem sie den Entschluss bekanntgab, nicht in den Orden einzutreten. Den zweiten Brief schrieb sie an P. White, der ihr dies empfohlen hatte, und den sie um Verständnis für ihr geändertes Lebensziel bat. Der dritte Brief ging nach London. Sie wollte mit Pauline Willis vom „Medical Missions Committee" die geänderte Lage und die künftigen Pläne besprechen. Deshalb wollte sie nach London kommen, denn sie war jetzt bereit, sich mit Gottes Hilfe auf den Weg zu machen.